

M i s c e l l e n

zur

Belehrung und Unterhaltung.

Nr.

Dresden, den 13. August 1819.

28.

Ursprung der Bäder.

Der Gebrauch der Bäder verliert sich in die entferntesten Zeiten des Alterthums hinauf. Die Natur lud in Flüssen und im Meere zuerst dazu ein; und führte den Menschen früh auf den Gedanken, diesen angenehmen und wohlthätigen Genuß auch in seine Wohnung zu verpflanzen. Schon bei Homer finden wir das Bad im Hause als eine gewohnte Sitte. Als Ulysses den Palast der Circe betritt, wird ihm zuvörderst das Bad gerüstet, nach welchem er mit köstlichen Essenzen gesalbt und mit einem schönen Gewande bekleidet wird. Auf gleiche Weise ward überhaupt jeder Fremdling, der unter ein gastliches Dach einkehrte, zuerst in das reinigende und von der Ermüdung der Reise erquickende Bad geführt, welches das erste Erforderniß der Bewirthung war. Dennoch war das Baden im hohen Alterthume nicht so gewöhnlich, wie in den folgenden Zeiten, wo man theils in den Gebäuden eigene Badezimmer, theils auch öffentliche Bäder anlegte. Die öffentlichen Bäder waren bei den Griechen meistens mit den Gymnasien verbunden, weil man sich ihrer nach den Übungen zu bedienen pflegte. Die Römer ahmten in ihrer luxuriösen Periode

auch hierin den Griechen nach, und erbauten prachtvolle Bäder sowohl zum Privat-, als zum öffentlichen Gebrauche. Folgende Beschreibung derselben paßt daher auf die griechischen und römischen Bäder zugleich. Das ganze länglich gestaltete Gebäude hatte zwei Abtheilungen, die eine für Männer, die andere für Frauen. In jeder konnte man kalt und warm baden. Die warmen Bäder in beiden Abtheilungen stießen an einander, damit sie gemeinschaftlich geheizt werden konnten. In der Mitte des ganzen Gebäudes befand sich im Kellergeschoß das Heizzimmer, durch welches sowohl das Wasser zum Baden heiß gemacht, als auch bisweilen der Fußboden der anliegenden heißen Badstuben erwärmt wurde. Ueber dem Heizzimmer befand sich ein Gemach, in welchem drei kupferne Kessel dergestalt stufenweise über einander gemauert waren, daß der unterste unmittelbar über dem Feuer, der zweite über diesem und der dritte über dem zweiten stand. So hatte man in dem untersten kochendes, in dem zweiten laues und in dem dritten kaltes Wasser. Durch besondere, mit Hähnen versehene Röhren wurde das Wasser aus diesen Kesseln in die daneben befindlichen Badstuben geführt; der Abgang aber aus einem Wasserbehälter sogleich ersetzt. Neben dem

Heizzimmer waren auf jeder Seite drei einzelne Zimmer für das heiße, laue und kalte Bad. Die Badestuben hatten im Fußboden ein gemauertes Becken, in welchem sich Sessel befanden, und um welche herum eine Gallerie ging, wo sich die Badenden, ehe sie ins Bad stiegen und die sie Bedienernden, aufhielten. Außerdem befand sich in den Bädern auch ein Zimmer zum Schwitzbade, welches durch Wärmröhren erhitzt ward und *Laconicum* hieß. Dieses Zimmer hatte oben eine Oeffnung, durch welche das Licht fiel und von welcher herab ein eherner Deckel hing, den man aufziehen und niederlassen konnte, um nach Bedürfnis die Hitze zu vermindern und wieder zu verstärken. Zum Auskleiden, zum Aufbewahren der Kleider und zum Salben nach dem Bade gab es besondere Zimmer; ferner standen noch Spazieraänge, bedeckte Laufbahnen, Säle zu Bädern und Gärten damit in Verbindung. Alle diese Nebengebäude nebst einer Menge von Badestuben, enthielt ein solches öffentliches Bad, das in seinem Innern mit den köstlichsten Möbeln und allen zur Bequemlichkeit und Annehmlichkeit gehörigen Gegenständen ausgestattet war, in seinem Außern aber einem weitläufigen Palaste gleich.

Der immer höheren Genüssen nachspürende Luxus der Römer erbaute in der Folge eigene Leitungen, um das Meereswasser in die Bäder zu führen, bediente sich des Schnees von den Gebirgen, und erweiterte diese Anstalten auf eine Weise, daß sie uns noch in ihren Ueberresten Erstaunen und Bewunderung abnöthigen.

Bei den Neuern finden wir den Gebrauch künstlicher Bäder weniger allgemein. Unter den Europäern sind es eigentlich nur die Russen, welche eigenthümliche Badeanstalten haben, die von allen Volksklassen das ganze Jahr hindurch besucht werden. Das russische Bad besteht in einem einzigen Saale, von Holz erbaut; in demselben erblickt man einen mächtigen metallnen Ofen, der mit Flußkieseln bedeckt ist, welche die Hitze des Ofens güßt.

Rings umher sind breite Bänke befindlich. Beim Eintreten fühlt man sich dergeſtalt mit Gluth befallen, daß, wer nicht daran gewöhnt ist, diesen Zustand nur wenige Augenblicke ertragen kann. Diejenigen aber, die im Stande sind, einige Zeit in dieser Atmosphäre zu dauern, entkleiden sich und strecken sich auf einer der Bänke oder vielmehr auf einer darauf gelegten Matratze aus. Nunmehr wird kaltes Wasser auf die glühenden Kiesel gegossen, aus denen sich augenblicklich ein dicker heißer Dampf erhebt, der den also Badenden einströmt und dergeſtalt erhitzt, daß der Schweiß über seinen ganzen Körper ausbricht. Um die Dünste zu erhalten, wird von fünf zu fünf Minuten neues Wasser auf die Kiesel gegossen. Das Thermometer steigt in diesen erhitzten Dämpfen gewöhnlich auf 40 bis 45 Gr. Reaumur. Hat der Russe auf diese Weise sein Bad genossen, so läßt er sich noch mit eingeweichten Birkenrathen peitschen, zur Verminderung des Schweißes mit Seife reiben und darauf mit lauem und endlich mit kaltem Wasser waschen, von welchem letztern ihm einige Eimer voll über den Kopf gegossen werden. In Ermangelung des kalten Wassers springt er auch wohl unmittelbar nach diesem Schwitzbade in einen Fluß oder Teich, oder streckt sich in den Schnee. Der vornehme Russe genießt nachher ein Getränk aus englischem Biere, weißem Weine, geröstetem Brode, Zucker und Citronen, und ruht auf einem Bette aus; der gemeine hingegen trinkt, nachdem er sich im Schnee abgekühlt hat, einige Gläser Brantwein und geht wieder an seine Arbeit. Die Russen bedienen sich dieser Bäder sehr häufig; sie sind ein Bedürfnis des Volks, und man trifft sie in jedem Dorfe. Aehnliche Bäder findet man auch in Finnland.

Bei den Asiaten sind die Bäder ebenfalls in allgemeinem Gebrauche; wir beschränken uns jedoch hier nur auf einige Nachrichten von den türkischen und indischen Badeanstalten. Die Türken sind, vermöge ihrer Religion, zu wiederholten taglichen Waschungen verpflichtet, außerdem müssen sich Wän-

ner und Weiber auch unter gewissen Umständen und zu gewissen Zeiten besonders baden. Zu diesem Ende findet sich in jeder Stadt mit einer Moschee auch ein öffentliches Bad, und reiche Privatpersonen besitzen noch eigene Badeanstalten, die mit allen Gegegenständen asiatischer Heppfakerei ausgeschmückt sind. Aber außer diesen warmen Bädern haben die Türken auch das trockene Bad der Alten. Die Gesänge, deren sie sich dazu bedienen, sind aus Stein erbaut und enthalten mehrere Zimmer, deren Fußboden aus Marmorplatten besteht. Diese Zimmer werden mittelst Röhren geheizt, welche durch die Wände gehen und die Wärme allenthalben hinleiten. Nachdem man sich in einem besondern Zimmer entkleidet hat, wickelt man sich in eine baumwollene Decke, zieht hölzerne Pantoffel an, um die Füße gegen die Hitze des Fußbodens zu schützen, und geht in das Badezimmer. Die heiße Luft erzeugt bald einen allgemeinen Schweiß; man wird hierauf gewaschen, abgetrocknet, gekämmt und mit einem wollenen Tuche umgeben; zuletzt wird der ganze Körper mit einer Seife oder einer andern der Haut zuträglichem Salbe bestrichen. Nach diesem Bade ruht man auf einem Bette aus und trinkt Kaffee, Sorbet oder Limonade. Die türkischen Frauen baden auf diese Weise täglich, die Männer nicht ganz so oft.

Von ganz eigenthümlicher Art dagegen sind die Bäder der Indier, von denen Anquetil folgende Beschreibung macht. Der Badewarter streckt den Badenden auf einer Tafel aus, begießt ihn mit warmen Wasser und beginnt darauf den ganzen Körper desselben mit einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit zu drücken, zu pressen und zu reiben. Alle Glieder werden gedehnt und ausgereckt; hat er von einer Seite seine Manipulationen geendigt, so fängt er sie von der andern an, bald kniet er auf ihn, bald faßt er ihn bei den Schultern, bald läßt er das Rückgrad krachen, indem er alle Wirbel desselben einschüttelt, bald führt er sanfte Schläge auf die fleischigsten und muskulösesten Theile. Darauf

nimmt er ein härteres Tuch und reibt damit den ganzen Körper, bis er fast selbst darüber in Schweiß geräth; er reibt mit Bimsstein die harte Haut an den Füßen ab, salbt den Badenden mit Seife und Wohlgerüchen und endigt damit, daß er ihm den Bart und die Haare abschneert. Diese Behandlung dauert etwa drei Viertelstunden und man fühlt sich nach derselben neu geboren. Ein Wohlbehagen von unaussprechlichen Reiz durchdringt den Körper und löset sich bald in einen süßen Schlaf von einigen Stunden auf.

Wenn wir (einzelne Anstalten zum warmen Baden ohne besondere Eleganz und Annehmlichkeit abgerechnet) nichts dem ähnliches kennen, so ist uns darum der Gebrauch künstlicher Bäder keinesweges fremd. Die Medicin hat vielmehr die heilsamen Wirkungen derselben durch vielfache Erfindungen neuer Mischungen und Anwendungsarten zu vermehren gesucht. Im Allgemeinen werden die Bäder durch die Materialien, aus denen sie bestehen, durch die Temperatur und durch die Einwirkungsart auf den Körper bestimmt. Man bereitet sie aus Wasser, Milch, Wein u. s. w. bald wärmer, bald kälter in verschiedenen Abstufungen, mischt ihnen Kräuter, Eisen, Seife u. s. w. zu, wie es die Absicht erfordert. Außerdem giebt es Erd-, Sand-, Luft-, Dampf- und electriche Bäder. Sie werden bald auf den ganzen Körper, bald auf einen einzelnen Theil angewendet. Letztere sind wieder Sturz-, oder Plongirbäder, Tusch-, oder Spritzbäder und Tropfbäder; die Wirkung derselben ist augenblicklich und sehr durchdringend. Von den Sturzbädern macht man am häufigsten bei Verrücktheit und Raserei Gebrauch; letztere gebraucht man am meisten, um gelähmten Theilen neues Leben zu geben.

Am gewöhnlichsten verstehen wir unter dem Ausdrucke Bäder mineralische Bäder. Dies sind solche, wozu das Wasser in einer eigenen Mischung aus der Erde quillt. An dergleichen Orten hat man gewöhnlich Anstalten zur Auffassung des Wassers, so wie zum Gebrauch desselben getroffen, und dabet für

Wohnung der Kranken und andere Bequemlichkeiten gesorgt. Es versammeln sich an diesen Badesorten Gesunde und Kranke, sie vergnügen sich wechselseitig durch ihren Umgang und durch den gemeinschaftlichen Genuß von mancherlei Lustbarkeiten. Die gewohnten, oft lästigen Geschäfte werden vergessen; man ist in andern Verhältnissen, und dies alles trägt, neben dem Gebrauche des Bades und dem Genuße des mineralischen Wassers, zur Genesung bei.

Ursprung des Barometers.

Das Barometer, dasjenige Instrument, womit man den Druck der Luft und seine Veränderungen mißt, besteht gewöhnlich aus einer mit Quecksilber angefüllten, oben luftleeren und verschlossenen Glasröhre. Bei stärkerem Drucke der Luft steigt darin das Quecksilber höher, bei geringerm sinkt es herab. Evangelista Torricelli, ein Schüler des berühmten Galilei und dessen Nachfolger in dem Lehramte der Mathematik in Florenz, ist der Erfinder des Barometers. Er kam gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf den Gedanken, daß dieselbe Ursache, welche das Wasser nur 32 Fuß hoch treibe und erhalte — eine Entdeckung seines Lehrers Galilei — auch das vierzehn Mal schwerere Quecksilber und zwar nur $27\frac{1}{2}$ Fuß oder $27\frac{1}{2}$ Zoll hoch treiben und halten werde. Er fing an, Versuche zu machen, und schmelzte zu dem Ende eine Glasröhre, die einige Fuß lang war, an dem einen Ende zu; durch die am andern Ende noch vorhandene Oeffnung füllte er sie mit Quecksilber. Lehrte sie dann mit Vorhaltung des Fingers um und setzte sie, indem er den Finger von der Oeffnung wegnahm, in ein Gefäß mit Quecksilber. Zu seiner Freude fand er sich in seiner Erwartung nicht getäuscht. Das Quecksilber floß aus dem obern Theile der Röhre ab und blieb in einer $27\frac{1}{2}$ Zoll hohen Säule stehen. Nur einige Nachdenken war erforderlich um Torricelli zu der Ueberzeugung zu bringen, daß die Erhaltung

der Quecksilbersäule von $27\frac{1}{2}$ Zoll von nichts anderm, als von dem Drucke der auf der Quecksilberfläche im Gefäße ruhenden und sich bis an die Grenzen der Atmosphäre erstreckenden Luftsäule herrühre. Während sich Torricelli mit dem weitem Nachdenken über diesen Gegenstand beschäftigte, überreichte ihn im Jahr 1647 der Tod. Die beschriebene Vorrichtung, die nichts anders, als das Barometer selbst ist, führt von ihm den Namen der Torricellischen Röhre.

Pascal machte sich Torricelli's Muthmaßungen zu eigen, und stellte zu ihrer Bestätigung mehrere Versuche an. Einem seiner Verwandten, Perrier zu Clermont in Auvergne, trug er auf, Versuche auf dem Berge Puy de Dome anzustellen. Dieser fand dabei, daß das Quecksilber der Torricellischen Röhre auf dem Gipfel des 5000 Toisen hohen Berges über drei Pariser Zoll niedriger stand, als es am Fuße des Berges gestanden hatte; hierdurch wurde unwiderleglich bewiesen, daß nicht „Abscheu vor dem leeren Raume“ (horror vacui), wie man bis dahin geglaubt hatte, sondern der Druck der Luftsäule die Ausrechthaltung der Quecksilbersäule in der Röhre verursache. Man bemerkte auch deutlich das allmähliche Fallen der letztern beim Bestiegen des Berges.

Schon dem ersten Erfinder des Barometers konnte es nicht verborgen bleiben, daß sich der Stand des Quecksilbers in der Torricellischen Röhre fast täglich verändere. Sie schlossen hieraus ganz natürlich, daß auch der Druck der Atmosphäre unaußhörlich in Veränderungen unterworfen seyn müsse und daß man mithin jene Vorrichtung zur Wahrnehmung und Bestimmung dieser Veränderungen brauchen könne; doch verfolgten sie diesen Gedanken nicht weiter. Otto von Guericke war hierauf vorzüglich aufmerksam, und nach und nach wurden es mehrere. Man gab bald darauf der Vorrichtung den Namen Barometer, d. i. Schwermesser, oder auch Baroscop, d. i. ein Instrument welches zur Beobachtung der Schwere dient, und fing sogar

bald an, aus dem Steigen und Fallen des Quecksilbers auf Wetterveränderungen zu schließen, was durch beim großen Haufen der Name Wetterglas veranlaßt wurde. Allein zur Beobachtung und Bestimmung der Witterung ist das Barometer ein durchaus unvollkommenes Instrument und kann nur in so fern als solches angesehen werden, als gutes Wetter mit trocken, schlechtes Wetter aber mit feuchter Luft verbunden zu seyn pflegt, die Schwere der Luft aber sich nach ihrer trocknen oder feuchten Beschaffenheit verändert. Obwohl die einfache Torricellische Röhre hinreichte, diese Veränderungen wahrzunehmen, so hat man doch mancherlei Verbesserungen damit vorgenommen, diesem Instrumente eine bequemere Einrichtung zu geben. Ohne die verschiedenen Arten von Barometern anzuführen zu wollen, erwähnen wir nur, daß man der Bequemlichkeit wegen die Torricellische Röhre unten krümmte und an dem hinaufgekrümmten Ende derselben ein kugelförmiges oder längliches, oben offenes Gefäß anschmolz, in welches das Quecksilber gegossen ward, worauf der Druck der Luft wirkt. Ferner befestigte man die ganze Röhre, nebst dem erwähnten daran angeschmolzenen und mit ihr in Verbindung stehenden Gefäß, auf ein Bret und verzeichnete auf dasselbe eine Scale, um das Steigen und Fallen des Quecksilbers desto genauer zu beobachten. Diese Einrichtung hat noch jetzt das gewöhnliche Barometer, welches jedoch für Höhenmessungen nicht hinreicht. De Luc fand, daß in dieser Hinsicht das Heberbarometer, welches seinen Namen von der heberförmig gekrümmten Röhre hat, die besten Dienste leistet. In diesem Barometer haben die Quecksilbersäulen in beiden Schenkeln eine Scale angebracht. Zu einem genauen Barometer wird besonders erfordert: 1) daß allein die Luft darauf wirkt, zu welchem Ende die Torricellische Röhre völlig luftleer gemacht wird; denn erhält sie Luft, so bekommt die Quecksilbersäule nicht die gehörige Höhe, und die Wärme wirkt auf die Luft, mithin auf das Quecksilber. Um alle Luft heraus

zu schaffen, muß bei Verfertigung des Barometers das Quecksilber in der Röhre stark ausgekocht werden; 2) eine genaue Scale und 3) daß das Barometer genau lothrecht hänge, daß das Auge völlig in einerlei horizontaler Ebene mit der Fläche des Quecksilbers gehalten werde, und daß man den Stand des Quecksilbers beim höchsten Punkte seiner Convexität messe.

Ursprung der Begräbnißplätze.

Begräbnißplätze sind die zur Beerdigung der Verstorbenen bestimmten Oerter. Bei jedem Volke ist es wohl anfangs willkürlich gewesen, wo sie ihre Todten hinbegruben. In der Folge bei zunehmender Kultur und der dadurch entstandenen engeren und zahlreicheren gesellschaftlichen Verbindungen, wurde ein gemeinschaftlicher Ort zur Beerdigung aller Todten bestimmt. Diesen Gebrauch findet man bei allen, auch den ältesten Nationen. Die Römer hatten ihn in den frühesten Zeiten; späterhin aber, da die Republik am blühendsten war, wurden die Todten verbrannt und nur die Asche, in Töpfen (urnae) gesammelt, begraben. Die alten Deutschen begruben ihre Verstorbenen in die von ihren Priestern geheiligten Haine. Mit Einführung der christlichen Religion unter ihnen wurden gemeinschaftliche geweihte Oerter dazu bestimmt, und nun wurde es für Schande gehalten, wer nicht in die geweihte Erde kam; daher die Verweigerung des Begräbnißes dahin zu den Strafen des Kirchenbannes gehörte. Diese Begräbnißplätze bekommen in verschiedenen Gegenden und Gemeinden auch verschiedene Namen, z. B. Kirchhof, Gottesacker, Gottesgarten. Schon die Römer hatten den Gebrauch, Begräbniße wenigstens mit einem Steine zu versehen, auf welchem der Name des Verstorbenen und der Wunsch, er ruhe wohl (sit illi terra levis, die Erde sey ihm leicht) bezeichnet war. Dies erhielt sich auch bei den Christen und pflanzte sich zu den Deutschen fort. Auch die Begräbniße

in den Kirchen rühren aus den Zeiten der ältesten Nationen oder vielmehr von einem dem Menschen aller Zeiten und Nationen gemeinschaftlichen Hange her, seine Angehörigen noch im Tode zu ehren, oder auch durch besondere Gebräuche auszuzeichnen. Daher wurden schon bei den ältesten Völkern, Aegyptern, Griechen und Römern, über die Gräber der Vornehmen oder sonst merkwürdiger Personen Gebäude, Pyramiden, Mausoleen oder Tempel gesetzt, so wie in den christlichen Zeiten kleine Kirchen, die man Capellen nannte. In den ersten Zeiten des Christenthums begrub man die Märtyrer in Felsenhöhlen, die man nach und nach zu geräumigen unterirdischen Gewölben erweiterte und Sclafkammern nannte. Andere schätzten es in der Folge für ein Glück, wenn ihre Gebeine neben denen eines Märtyrers ruhen durften. Die Gräber der Märtyrer wurden deswegen in der folgenden Zeit dadurch ausgezeichnet, daß man weiße Altäre darüber errichtete. Da die Verfolgungen der Christen nachließen und sie ihre Religion öffentlich bekennen und ausüben durften, erbauten sie sich Kirchen und späterhin, als die christliche Religion die herrschende wurde, wandelte man sogar die Tempel in christliche Kirchen um. Schon im vierten Jahrhunderte baute man daher Kirchen über die Gräber der heiligen Märtyrer, und weil man glaubte, daß ein Ort durch die Asche derselben vorzüglich geheiligt werde, so suchte man bei Erbauung neuer Kirchen in den Städten oder bei Umwandlung der heidnischen Tempel in christliche Kirchen die Ueberbleibsel (Reliquien) der Märtyrer sorgfältig auf, und begrub solche unter dem Altar der neuen Kirche, um diese dadurch zu heiligen. Der Glaube, daß es ein Glück sey, in der Nähe eines Heiligen begraben zu werden, erhielt sich und wurde immer allgem. mer unter den Christen. Kaiser Constantin, der im Jahr 337 starb, war der erste, von dem man weiß, daß er sein Grab in einer Kirche, und zwar in der Apostolische zu Constantinopel bestellte, wozu er, als der Erbauer derselben, wahr-

scheinlich ein Recht zu haben glaubte. Ihm machten es die Bischöfe bald nach und endlich kamen alle diejenigen, welche die Kirchen reichlich beschenkten, zu gleicher Ehre. Theodosius und Justinian untersagten zwar die Begräbnisse in den Kirchen als klein vergeblich; Leo der Weise erlaubte sie jedermann wieder. Man erhielt indessen in neuern Zeiten viele Beweise, daß es äußerst nachtheilig für die Gesundheit der Lebendigen sey, wenn sie in der Gesellschaft der Todten längere Zeit zubringen sollen, vollends wenn die Leichen in bloßen Särgen stehen bleiben und nicht tief genug in die Erde kommen, wie der Fall meistens in den Grabgewölben in Kirchen ist, wo die giftigen Dünste um so mehr aufsteigen und sich in der Luft verbreiten können. Es trug sich zu, daß, wenn solche Begräbnisgewölbe in Kirchen geöffnet wurden, nicht nur die, welche sie öffneten und welche zunächst dabei standen, todt niederfielen, sondern daß es sogar lange Zeit Niemand wagen durfte, in diese Kirche zu gehen, ohne sich gefährlichen Zufällen auszusetzen. Auch wenn sie nicht geöffnet werden, steigt doch, zumal im Sommer bei heißer Witterung, der Moder und Leichendunst in die Luft und giebt Veranlassung zu Krankheiten. Auch durch Einstürzen solcher Grabgewölbe kann Unglück geschehen, wie z. B. 1775 in der Stadtkirche zu Havelberg während des Gottesdienstes geschah, wo mehrere Menschen mit hinunterstürzten. Man hat jetzt beinahe allentoda den das Begraben in die Kirchen abgeschafft oder doch sehr beschränkt. Selbst in Neapel und in Rom wurden im Jahre 1809 durch königliche Decrete die bis dahin allgemein üblichen Begräbnisse in den Kirchen verboten und die Anlegung der Begräbnisplätze außerhalb der Stadt angeordnet. Wie vernünftig und nachahmungswürdig ist hierin die Sitte der Herrnhuter Gemeinden, welche aus ihrem Gottesacker einen Garten bilden und sonach durch ihre Todten nicht den Lebendigen Nachtheil bringen, sondern vielmehr bei dem Genus einer heitern Natur und dem erquickenden Dufte der Blumen und

Blühen die Wehmuth bei dem Andenken an die heimgegangenen Geliebten durch den lebendigen Gedanken an den Herrn der Natur, an Wiedersehen und das unvergängliche Leben der Unsterblichen in uns vor sanften und heilsamen Mähr na mildern und in erhebende, trostvolle Hoffnung umstimmen.

Über das Wort Fidibus.

Das Wort Fidibus hat folgenden Ursprung. Als das Tobakrauchen den Studenten noch verboten war, hielten diese geheime Tabakgesellschaften, wo der wöchentliche hospes einen lateinischen Zettel, auf welchem die Purche, die kommen wollten, ihren erdichteten Namen unterschrieben, folgenden Inhalts heranzubringen ließ:

Fid. ibus. S. D. N. H. Hodie h. VII.
a. i. m. m. H. n. et c. a. v. s.

Das heißt: Fidelibus fratribus Salutem dicit N. hospes. Hodie hora septima apparebitis in museo meo. Herba nicotiana et cerevisia abunde vobis satis faciam. Sobald sie nun beisammen waren, stellten sie sich im Kreise herum, und zündeten an jenem Zettel ihre Pfeifen an.

Bemerkung.

Die Ameisen tragen zu ihrer Winternahrung viel Korn in die Erde.

Wie geht es nun zu, daß das Korn in der feuchten Erde nicht keimt und auswächst?

Sie beißen von jedem Körnchen, das sie eintragen, den Keim ab; so kann es nicht aufgehen.

Anekdoten.

Als der General Beurnonville bei Gelegenheit seiner Expedition (20sten December 1792) nach Paris geschrieben hatte: „die letzte Kanonade, welche 7 Stunden dauerte, kostete uns nichts, als den kleinen Finger eines unsrer Chas-

seurs“ (von welcher Expedition Dumouriez, der die Sache wissen konnte und Beurnonville's Feind nicht war, versichert, daß sie den dritten Theil seines Heeres, d. i. ohngefähr 10000 Mann gekostet habe) so gab dies Stoff zu folgendem Epigramm:

Quand d'Autrichiens morts on comptoit
plus d'un mille,
Nous ne perdions qu'un doigt; encore
le plus petit,

Helas! de Beurnonville

Le petit doigt n'a pas tout dit.

Mirabeau sagte einst von La Fayette, als er dessen Einwilligung zu einer freilich unregelmäßigen, aber, seiner Ueberzeugung nach, nothwendigen Maaßregel nicht erlangen konnte: er muß unsinnig seyn, um zu glauben, es sey möglich, mit gutem Erfolge die Rolle eines Cromwell-Grandisson zu spielen.

Der berühmte Haffe fing bekanntlich seine nachher so glänzende Laufbahn als Sänger beim Theater des fruchtbarsten aller Komponisten der Welt, des verdienten Reiser in Hamburg an. Sein Debüt war eben so vortheilhaft, als vortheilhaft für seinen Ruf. Er trat zuerst in der Rolle eines jungen, feurigen Chinesen öffentlich auf. Man hatte ihm diese Rolle gegeben, weil der äußerst lebhafteste junge Mensch darin sich selbst spielen durfte und mithin leicht das Publikum für sich gewinnen konnte. So trefflich Haffe als Sänger war, so unbedeutend war er noch als Schauspieler. Lust zur Sache, Feuer des Temperaments, Begehrde zu gefallen und eine jugendlich blühende, schöne Gestalt waren alles, was er als Schauspieler aufzuweisen hatte — wenig zum Vortheil der Kunst, viel zum Vortheil des Künstlers. In seiner glänzendsten Scene, wo er die Lebendigkeit seines Charakters frei entwickeln wollte und durfte, genirte ihn die chinesische Kleidung ungemehr, und als er im Zuge einer äußerst heftigen Geste mit dem weiten herabhängenden Her-

mel einer Coullisse zu nahe kam, blieb er hängen und riß einen großen Platten so herunter, daß dieser wie eine Fahne umherwedelte und das ganze Publikum in ein lautes Gelächter ausbrach. Hesse, dadurch ganz außer sich gebracht, und ohne zu überlegen, oder auch sich nur dessen bewußt zu werden, was er that, ließ während seiner nun einfallenden heftigen Acte seine Verzweiflung noch mehr ausbrechen, riß die herabhängenden Fäden vollends ab, zerriß sie in viele Stücke — und alles rief Bravo! und bewunderte die — Fassung und Gewandheit des jungen Mannes, mit welcher er einen unglücklichen Zufall so natürlich in seine Rolle zu verweben gewußt hätte! —

Ein bekannter, sehr braver Virtuos trat vor mehreren Jahren in London zum erstenmale in einem Concert auf, das ein eben so bekannter, als verdienstlicher deutscher Künstler anführte. Der Virtuos trug das erste Solo sehr schön vor und im Publico herrschte die größte Stille, die nur zuweilen durch lebhaftere Exclamationen des Beifalls von einigen jungen Herrn des Parterres unterbrochen wurde. Der Virtuos, der nicht englisch verstand, nahm diese unartigen Neußerungen der Freude für Tadel, erblaßte und fing an im Spiele zu wanken. Zum Glück bemerkte dies jener angesehenere Anführer des Orchesters und rief dem Virtuos deutsch, während des Ritornelles, heftig zu: In's Teufels Namen, Herr, seyn Sie doch kein Hasensfuß und spielen Sie nur frisch fort! Im Parterre, wo man nicht deutsch verstand, sondern nur den Exclamirenden sahe — rief Einer dem Andern zu: Ach, unser — — kann sich nicht enthalten, ihm Beifall zuzurufen: Bravo! bravo! Dadurch ermuntert, gerieth nun dem Virtuos sein Spiel wirklich noch besser; man erzählte überall, der sonst so ruhige —

V e r i c h t i g u n g.

Im vorigen Stück dieser Blätter Seite 425 ist in der 6ten Zeile von oben der 30ste Julius zu lesen.

sey bis zu lauten Ausbrüchen des Beifalls hingetrisfen gewesen, und das Glück des Virtuosen war gemacht:

Der Directeur der Oper einer französischen Provinzialstadt bezahlte seine Sänger nicht, unter dem Vorwande, sie hätten nichts gelernt. Man klagte. Beide Partheten wurden vorbeschieden. Der Advocat des Directeurs wiederholte diese Beschuldigung: Da sang die Gesellschaft statt aller Widerlegung ein schönes Chor und sang es vortreflich. Advocat und Directeur standen beschämt und die Richter verurtheilten diesen, ohne weiteres zu bezahlen.

Als Otto I. mit seinem Heere in Italien stand, ereignete sich eine große Sonnenfinsterniß. Von dem wahren Grunde dieser Begebenheit, daß der Mond in der Zeit des Neumondes zuweilen so zwischen Sonne und Erde trete, daß er der Erde das Licht der Sonne entziehe und seinen Schatten auf die Erde werfe, ahneten die deutschen Krieger nichts, sondern alle glaubten, der jüngste Tag sey da und die Welt werde untergehen. Wie nun sich retten? Um dem Untergange zu entinnen, verbarg sich jeder, so gut er konnte: einige versteckten sich in leeren Weinfässern, andere unter dem Gepäck, andere krochen unter die Karren und Wagen. Ein Bischof von Lüttich suchte die bestürzten Gemüther zu beruhigen, indem er ihnen vorstellte, daß dies eine ganz natürliche Begebenheit sey, aber wenige glaubten ihm. Erst als die Sonne wieder sichtbar ward, kamen die Erschrockenen hervor. —

Die uns bevorstehende totale Sonnenfinsterniß auf den 9. October 1847 wird schwerlich solche lächerliche Austritte herbeiführen, wenigstens nicht in Europa. —